

## „Poor Boy, you are bound to die“? Die Pluralisierung militärischer Männlichkeiten im österreichischen Bundesheer 1950–1970

THOMAS ROHRINGER

Spezialeinheiten sind ein zentraler Bestandteil des gegenwärtigen ‚war on terror‘, in dem punktuelle Interventionen und Antiterrorereinsätze in besetzten Gebieten eine wichtige Rolle spielen (Münkler 2006; Cormac 2017). Spätestens seit der Tötung Osama bin Ladens im Mai 2011 durch US-Soldaten sind sie aber auch ein prominenter Bestandteil der Populärkultur – sei es durch Filme wie „Zero Dark Thirty“ oder „American Sniper“ oder durch das Genre der „Kill and Tell“-Bücher – wo mit dem Anspruch autobiografischer oder dokumentarischer Authentizität das Leben in diesen militärischen Formationen und ihre Einsätze geschildert werden (Pettersson/Ben-Ari 2018).

Im anglo-amerikanischen Raum wird dieser Bedeutungsgewinn der Spezialeinsatzkräfte mit einem Prozess der Militarisierung in Verbindung gebracht, der symbolisch und innerhalb der Streitkräfte auch materiell mit einer Maskulinisierung einhergeht. Denn auch in geschlechterintegrierten Armeen erhalten die oft rein männlichen Spezialeinheiten dadurch mehr strategisches und taktisches Gewicht und werden zunehmend als Ideal militärischer Männlichkeit betrachtet (Lane 2017). Eine solche Perspektive auf Spezialeinheiten als überhöhte Repräsentanten *der* militärischen Männlichkeit verdeckt jedoch sowohl die konflikthafte Stellung, die sie innerhalb militärischer Strukturen einnehmen und -nehmen (Finlan 2019, 260ff.; Marquis 1997), als auch die Verschiebung in den Vorstellungen von ‚richtiger‘ militärischer Männlichkeit, die diese Einheiten auslösten. Schließlich bedeutete dies die Integration des ‚Anderen‘ der konventionellen Kriegsführung, nämlich guerillaartiger Taktiken in reguläre Armeen. Die daraus hervorgehenden Debatten demonstrieren, wie konflikthafte Wandlungsprozesse von Normen ‚korrekter‘ militärischer Männlichkeit(en) verlaufen, sie zeigen aber auch die Flexibilität der Armeen bei der Integration unterschiedlicher Männlichkeiten (Warren 2019).

### Männlichkeit(en) und Militär

Männlichkeit lässt sich weit gefasst als Bündel von Normen, Werten und Verhaltensformen definieren, das mit intersubjektiv als männlich anerkannten Körpern in Verbindung gebracht wird. Männlichkeit wird daher (ebenso wie und vis-à-vis von Weiblichkeit) im Zusammenspiel mit anderen Differenzkategorien wie Klasse oder ethnische Zugehörigkeit sozial hergestellt (Connell 2015, 135). Methodisch kann Männlichkeit akteur\*innenzentriert untersucht werden, das heißt danach zu fragen, was Subjekte in individuellen Sprechakten als ‚männlich‘ bezeichnen, idealisieren

und problematisieren. Die Analyse kann aber auch Prozesse der Zuschreibung und Aneignung geschlechtlicher Identitäten sichtbar machen, die von Akteur\*innen selbst nicht als solche expliziert werden (Fletcher 2018, 5ff.). Dabei koexistieren stets unterschiedliche Vorstellungen von Männlichkeit in verschiedenen sozialen Feldern. Mit Raewyn Connells Konzept der „hegemonialen Männlichkeit“ kann herausgearbeitet werden, wie Akteur\*innen diese unterschiedlichen Männlichkeiten zueinander in Beziehung setzen. Connell unterscheidet dabei zwischen einer idealisierten „hegemonialen Männlichkeit“ sowie marginalisierten, untergeordneten und komplizierten Männlichkeiten. Sie und ihre Beziehungen zueinander sind nicht statisch, sondern wandelbar (Connell 2015, 129ff.; Hearn 2004).

Die gesellschaftlich hoch angesehene und daher von Männern angestrebte hegemoniale Männlichkeit und die Institution des Militärs werden in der Geschlechterforschung in engem Zusammenhang gesehen. Agostino (1998) und Barret (2006) identifizieren das Militär als den Ort, an dem hegemoniale Männlichkeiten konstruiert werden. Obwohl durch die Pluralisierung des Begriffes Männlichkeit der wandelbaren und kontingenten sozialen Konstruktion der Werte und Praktiken Rechnung getragen wird (Higate 2003), durch die Körper als männlich kategorisiert werden (Messerschmidt 2009), erscheinen militärische Männlichkeiten jedoch als erstaunlich homogen und statisch. So thematisieren etwa Paul Higate und John Hopton in ihrer überblicksartigen Darstellung militärischer Männlichkeit(en) in Großbritannien als einzigen Wendepunkt in deren Geschichte die Integration von Frauen in die britischen Streitkräfte (Higate/Hopton 2005, 435f.). Das Aufbrechen des Militärs in verschiedenen Staaten und der Rolle des kämpfenden Soldaten als exklusiv Männern vorbehaltene Betätigungsfelder an der Wende vom 20. zum 21. Jahrhundert hat also das Interesse geschlechterwissenschaftlicher Forscher\*innen geweckt (für Österreich: Strutz 2003; Gurtner 2009; Hatschek 2009). Die Erkenntnisse, dass Soldatinnen einerseits gegenüber ihren männlichen Kollegen oft rechtlich benachteiligt werden sowie in der militärischen Praxis oftmals Herabwürdigung und sexuelle Gewalt erfahren, dass sie sich andererseits bemühen, sich eine militärische Männlichkeit performativ anzueignen, haben jedoch dazu beigetragen, das Bild von einer statischen militärischen Männlichkeit zu zementieren (Higate/Hopton 2005, 437ff.; Karazi-Presler/Sasson-Levy/Lomsky-Feder 2018). Dies hängt auch damit zusammen, dass unter dem Begriff der militärischen Männlichkeit unterschiedliche Phänomene von gesellschaftlichen Diskursen bis hin zu den Identitätskonstruktionen individueller Akteur\*innen untersucht werden (Quest/Messerschmidt 2017, 262ff.). In diesem Artikel argumentiere ich dafür, die Pluralisierung militärischer Männlichkeiten auf der Ebene gesellschaftlicher Diskurse selbst zum Untersuchungsgegenstand zu machen (Belkin 2012, 1ff.).

### Methodischer Zugang zum Thema

Diese konfliktvolle Pluralisierung militärischer Männlichkeiten wird anhand einer historischen Fallstudie zur Einführung der sogenannten Jagdkampfkurse im